

Die wilde Jagd und andere Ungeheuer

Von Reinhard Kriechbaum

„Will sound more“: Es wird noch mehr tönen – da verspricht der Komponist Wolfgang Rihm nicht zu viel. Was ist das doch für eine satt dahinströmende Musik! Ein farbig differenziertes Kammerorchester ist bereit, dem Melos seinen schier ungebremsten Lauf zu lassen. Wenn sich dann alle so recht ausgetobt haben, folgt ein Mittelteil, der so wirkt, als ob die eben gewonnene Freiheit zu spontaner, lustvoller Klang-Exegese genutzt sein will. Bei allem „spielerischen“ Ur-Temperament kommt also das Raffinement in der Instrumentation keineswegs zu kurz. Damit passt „Will sound more“ gut zum Klangfarben-Schwerpunkt der Festspiel-Reihe „Salzburg contemporary“ heuer.

Meistens kommen bei zeitgenössischer Musik die Ausführenden zu kurz – ihnen gilt weit weniger Augenmerk als den Werken. Am Montag in der Salzburger Kollegienkirche durfte das nicht so sein: Das Klangforum Wien unter Sylvain Cambreling hat eine Ehrfurcht einflößende Brillanz eingebracht. Gerade in der nicht unheiklen Akustik der Kollegienkirche hatte man den Eindruck, unglaublich viele Einzelheiten und Feinheiten mitzubekommen.

Zu einem weiteren Bravourstück, nun in der Kombination von akustischem Spiel und Live-Elektronik, wurde auch der erste Teil des Konzerts, Luigi Nonos Stück „Guai ai gelidi mostri“. Als die „kalten Ungeheuer“ hatte der Komponist den unpersönlichen Staat im Auge – aber wie es Nonos Art ist, kommen die verwendeten Texte nur in knappen Sätzen, semantisch ge- und zerbrochen daher. ■

KONZERT

Klangforum Wien
Sylvain Cambreling (Dirigent)
Salzburger Festspiele
★★★★★

Von Stephan Burianek

Torre del Lago. Das Fest für den Meister startete gemächlich. Die Besucher hatten gerade auf der 3400 Sitzplätze fassenden Freiluft-Tribüne platzgenommen, da begann es zu tröpfeln. Nur leicht zwar, aber stark genug um die Eröffnung des 60. Puccini-Festivals im toskanischen Torre del Lago in Frage zu stellen. Das Publikum harrete freilich aus. Eine gute Stunde später dann ein Applaus der Erleichterung: Ein großgewachsener Herr mit grün-weiß-roter Schärpe nahm seinen Sitz ein, erste Reihe Mitte. Der Herr, so die allgemeine Vermutung, habe einen Informationsvorsprung. Tatsächlich: Das Orchester kehrte zurück, der Dirigent erschien, die Nationalhymne erklang. Dann, knapp vor halb elf, hob sich der Taktstock für „Madama Butterfly“.

Das Wetter macht's spannend

Giacomo Puccini schrieb diese Oper in Torre del Lago, nur wenige Meter vom Open-Air-Theater entfernt. Dort, am Ufer des Masciucoli-Sees, steht die fruchtbarste Wirkungsstätte des vielleicht begnadetsten „Songwriters“ unter den klassischen Komponisten. Sie gehört heute seiner streitbaren Enkelin Simonetta Puccini, die das Erdgeschoß des Hauses mitsamt der Familiengruft für Besucher geöffnet hält. Kurz vor seinem Tod soll Puccini gegenüber einem seiner Librettisten den Wunsch nach Operaufführungen am See geäußert haben. Unter der musikalischen Leitung von Pietro Mascagni wurde dieser Idee sechs Jahre später erstmals entsprochen, mit einer reisenden Operntruppe und in einem provisorischen Theater, das auf Stelzen im Wasser stand. Seit 1966 findet das Festival Puccini jährlich statt.

Den Sängern wird einiges abverlangt, denn ungeachtet der riesigen Tribüne müssen sie ohne elektronische Verstärkung sin-

Mimi darf sterben

Im toskanischen Torre del Lago findet zum 60. Mal das Festival Puccini statt.



Wenn das Regietheater außen vor bleibt: Micaela Carosi in „Madama Butterfly“. Foto: Festival Puccini

gen. Bei der Eröffnungsvorstellung, die dem kürzlich verstorbenen Dirigenten Lorin Maazel gewidmet war, stießen die Protagonisten dementsprechend an ihre Grenzen. Der junge Tenor Ramè Lahaj füllte die Rolle des gewissenlosen Pinkerton mit einem wunderbaren, farbigen Timbre und einer großen Treffsicherheit, tat sich aber gegen die Wogen des Orchesters unter José Miguel Pérez-Sierra schwer. Mit ihnen hatte Micaela Carosi als unselige Cio-Cio San zwar kein Problem, dafür schepperte sie im Forte durchwegs am Rande des Erträglichen. Stilvoll-konventionell präsentierte sich das szenische Konvolut aus Regie, Bühnenbild und Kostümen, für das Renzo Giacchieri, der in den 1980er Jahren Intendant des Festivals war, verantwortlich

zeichnete. Das Bühnenbild war auf das Wesentliche reduziert, umso mehr reflektierten die bunten Kostüme eine Liebe für Details. Die Personenführung tat niemandem weh.

Weinte da der Himmel dazu?

Am folgenden Abend stand mit „La bohème“ eine weitere Premiere auf dem Programm. Diesmal wurde des tags zuvor verstorbenen Tenors Carlo Bergonzi gedacht. In realistisch wirkenden Bühnenaufbauten (Luciano Ricceri) und historisierenden Kostümen (Cristina Da Rold) lieferte Filmregisseur Ettore Schola (Beste Regie in Cannes 1976) eine Regiearbeit, die stark an die gleichermaßen berühmte wie unverwundliche „Bohème“-Inszenierung aus den 1980er Jahren seines Be-

rufskollegen Franco Zeffirelli erinnerte.

Für zusätzliche Spannung sorgte im Laufe des ersten Aktes ein sich näherndes Gewitter, dessen Blitze und Donner vor allem Daniela Dessi in der Rolle der Mimi zu einer Höchstleistung aufstachelten. Ihr Rodolfo war Fabio Armiliato, und tapfer boten die beiden dem stimmungsvollen Naturschauspiel Paroli, bis zum finalen „Amor“-Ruf der Himmel schließlich seine Schleusen öffnete. Ziemlich genau eine Stunde dauerte die ungeplante Pause zwischen dem ersten und zweiten Akt, bevor das Sängerfest durch Alida Berti als Musetta bereichert wurde. Valerio Galli leitete das Festivalorchester makellos und ohne den Kitsch, zu dem sich gerade bei diesem Werk manche seiner Kollegen immer wieder hinreißen lassen. Das Wetter hielt sich zurück, Mimi durfte letztlich sterben.

Eine Freude war zudem das Publikum, was bei sommerlichen Operaufführungen unter freiem Himmel nicht immer selbstverständlich ist. Kein sinnloses Geschwätz, nicht einmal gelegentliches Zuckerpapier-Geraschel störten die Konzentration. Von Selbstmitleid oder sonstigem Geraunze im Zuge der witterbedingten Unterbrechungen war ebenso wenig zu vernehmen. Die von tiefer Konzentration geprägte Atmosphäre beim Festival Puccini ist zweifellos ein Erlebnis.

Weitere Produktionen in dieser Saison beinhalten „Turandot“, das Triptychon aus „Il tabarro“, „Suor Angelica“ und „Gianni Schicchi“ und die italienische Erstaufführung einer „Fortsetzungsooper“: In „Junior Butterfly“ des japanischen Komponisten Shigeaki Saegusa wird die tragische Geschichte von Cio-Cio Sans Sohn erzählt. ■

Das Festival Puccini 2014 dauert bis 30. August
Im Web: www.puccinifestival.it

GALERIEN

Der Baum hat einen Vogel

(cai) Ja, anfangs war ich etwas skeptisch. („Na toll. A Baumum- armerin.“) Und am Ende hab ich im Keller der Galerie Jünger selber eine Klangskulptur umschlungen und verzückt an den montierten Saiten gezupft. (Und hab mich tatsächlich mit dem einstigen Baum verbunden gefühlt. Vielleicht weil man diesen Instrumenten den Baumstamm noch ansieht, während ein Cello wie ein Schnitzel ist, das es sich nicht anmerken lässt, wo es herkommt.) Aber Elisabeth von Samsonow sagt halt so Sachen wie: „Ich bin der Vogel meines Baums. Weil ich glaube, dass das Zwitschern der Vögel die Bäume in ungläubliche Ekstase versetzt.“ Was soll man sich da denken? Und wenn sie sich einen geblühten Lampenschirm aufsetzt und wie ein Vogerl pfeift oder hypnotisierende Töne singt und dabei mit dem Geigenbogen durch ihr „Wäldchen“ wandelt? („Jetzt verkleidet de sich a noch als Elfe!“) Die Objekte, die überhaupt sehr verspielt sind (bunte Federn

tragen) und mit ihren Pferdeköpfen und Gesichtern ein bissl an Totempfähle erinnern, tun allerdings nur so primitiv. Ihnen gehen komplexe Gedanken voran. (Samsonow ist ja eine Philosophin.) Über Mensch und Baum. („Die Lunge mit den verzweigten Bronchien – als hätten wir einen Baum verschluckt. Und die Bäume machen die Luft für den Menschen.“) Und Holz ist sowieso intelligent. („In einem Baum ist so viel Silizium drin wie in einem Großrechner von Apple. Das ist ein prätechnischer Computer.“ – Ob mein Schneidbrett ein Laptop ist?) Im Parterre spielt Rudolf Goessl (Jahrgang 1931) sein Streichinstrument (den Pinsel) in alter Frische. Tiefe, intensive Farb Räume. Abstrakte Andachtsbilder (eine Linie suggeriert ganz unaufdringlich den Horizont), an denen also auch eine streng ungläubige Atheistin ihre Freude haben kann.

Galerie Jünger
(Paniglgasse 17 a)
„Geo Punk“, bis 23. August
Tel.: 0664/111 4771
★★★★★

Die Nase läuft wie Usain Bolt

(cai) Dass die Nase läuft, ist ja nichts Ungewöhnliches. Aber beim Bernard Ammerer rennt gleich das ganze Gesicht. (Und damit ist nicht gemeint, dass er so heftig schwitzt.) Könnte sein Gesicht obendrein noch schwimmen und Rad fahren, könnte es beim Ironman mitmachen. Kaum zu glauben, dass dieses realistisch gezeichnete Selbstporträt aus lauter Strichmänderln besteht, die auf dem Papier wild herumflitzen. Springinkerln sind ja Ammerers Markenzeichen. Die Menschen haben jedenfalls auch in seinen Gemälden Hummeln im Hintern. Rasen zu Fuß auf der Autobahn, springen über die Leitplanke, sprinten abgehetzt durch die Natur. Man kann's freilich auch übertreiben und das Bild so vollstopfen, dass sich alle beim Hüpfen schon gegenseitig im Weg sind. (Oder geht's da um die individuelle Freiheit in der Masse?) Diese Kunstrichtung nennt man trotzdem nicht Action Painting. Dort macht nämlich der

Maler (oder die Farbe) viel Bewegung, nicht das Modell (das es außerdem gar nicht gäbe, weil es sich um abstrakte Kunst handelt). Allegorien der hektischen, rastlosen Zeit? Oder werfen die Leiberln beim Herumtollen einfach geilere Falten als beim Herumstehen? Obwohl: Zwischendurch machen die sportlichen jungen Leute eh eine Verschnaufpause. Einer benimmt sich sogar wie Caspar David Friedrichs „Wanderer über dem Nebelmeer“. Die vor romanti-



Unglaublich: Das Selbstporträt von Bernard Ammerer besteht nur aus Strichmänderln! Foto: Galerie Frey

scher Kulisse innehaltende Rückenfigur zieht den Betrachter in die beschaulichen, hingebungsvoll gemalten Gefilde hinein. So naiv intakt ist die Landschaft sonst nicht. Eher ein kahles Raster. Gut, da und dort zeigt die Malerei Schwächen (wenn ein Loch nicht im Boden zu sein scheint, sondern auf dem Boden liegt). Dafür machen die Zeichnungen wunschlos glücklich. Ein Blatt kritzelt der Ammerer wie besessen mit den Wörtern „Thank you nature fuck you nature“ voll, bis am Ende eine unglaublich dichte Landschaft mit Autobahn herauskommt. Und ein Mädels hat er insgeheim „gebaselitzt“. Die Physiognomie ist richtig herum, aber die Schrift („person“) steht auf dem Kopf. Da hat wohl einer die Sache mit der „Handschrift des Künstlers“ wörtlich genommen.

Galerie Frey
(Gluckgasse 3)
Bernard Ammerer
Bis 13. September
Di. – Fr.: 11 – 18 Uhr
Sa.: 11 – 14 Uhr
★★★★★